

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	2 (1912)
Heft:	26
Artikel:	Die Tellspiele in Interlaken [Schluss]
Autor:	H.B.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-637547

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verlegenheit. Frankreich, Genf und Bern versagten sich ihm. Wohin sollte er sich wenden? Da vertraute er sich für drei Jahre der Großmutter Friedrichs II. an. Der preußische Statthalter Marshall Keith in Neuenburg wurde sein Förderer und Beschützer. Zu Motier im Traversthal fand er ein Asyl. An den Bürgermeister Favre in Genf schrieb er den 12. Mai 1763: „Ich erkläre Ihnen, mein Herr, und bitte Sie, es auch in meinem Namen dem Hohen Rat zu erklären, daß ich auf mein Bürger- und Bürgerrecht von Genf verzichte.“ Von Motier aus schleuderte er wider die Herren von Genf jene vernichtenden „Briefe vom Berg“, das schärfste, was je gegen Patrizierdünkel und Eigennutz geschrieben wurde. Als dann aber Rousseau dem durch geistlichen Einfluß fanatisierten, seine Fenster und Türen steinigenden Pöbel von Motier im August 1765 nach der Peterinsel auswich, wie hätte das mächtige Bern seinen vor drei Jahren erlassenen Ausweisungsbefehl vergessen sollen. Ein solches Verzeihen und Vergessen war von den scharfen Zensoren Berns nicht zu erwarten.

Voller Vertrauen setzte Rousseau dennoch auf das Eiland über, fuhr fort zu botanisieren, wie er es auf den Wanderungen in den Jurabergen geübt hatte, er fasste sogar den Plan, eine Flora petrinsularis zu schreiben. Er war hier im Verkehr mit der freien Natur und der guten Schaffnersfamilie einige Wochen lang der glücklichste Mensch auf Erden. Wenn nur keine Besucher, keine Briefe gekommen wären. Er suchte sich so gut als möglich unsichtbar zu machen. Er hatte keinen andern Wunsch, als hier in aller Stille und Verborgenheit sein Leben zu beenden, denn er war krank und müde. Schon färbte der Herbst das Reblaub, die Buchen und Büsche der Insel, als ihm der Landvogt Graffenried in Nidau — ungern genug — den Ratsbefehl übermittelte, die bernischen Lande von neuem zu verlassen. Im Geheimratsmanual des Berner Staatsarchivs liest man unterm 10. Oktober: „Nidau Präf. Dem vernemen nach soll sich der befamte J. J. Rousseau auf St. Peters-Insel im ambt Nidau befinden. Wir haben dero der nothwendigkeit zu sein befunden, Euch befelschlichen aufzutragen, Ihme, wenn er sich noch allda aufhielte, zu verdeuten, daß er sich vonda wegg und auf Ihren Gn. S. Landen abgeben thüe.“

Es berührt wohlstund, daß auch hier wie in Sferten wenigstens der ausführende Beamte für den kranken, verheizten Flüchtling ein menschliches Röhren spürte und dringende Fürsprache einlegte, wofür ihn der Rat unwirsch tadelte und dem Asylsuchenden das Verlassen des Gebiets innert 24 Stunden gebot. Rousseaus Bericht in den „Bekenntnissen“ fühlt man es an, daß ihm der Marschbefehl in tieffester Seele wehtat. Was half es ihm, daß am Abschiedstag viele Personen, auch solche aus Bern, auf die Insel kamen, ihm ihre Teilnahme und Entrüstung über den harten Ratsbeschuß zu bezeugen. Unter diesen Tröstern fand sich auch Herr Wildermet von Biel, der ihn in dieses Städtchen einlud. A. Meylan erzählt: „Am Vorabend seiner Abreise ließ er sich seine Laute bringen, zu der er mit erstickter Stimme einige wahrscheinlich am gleichen Tage erst gedichtete Strophen sang, um dadurch seinen Wirten im Moment der Trennung seine Dankbarkeit und sein Bedauern auszudrücken. Des Schaffners Schwester, welche Zeugin

dieser rührenden Szene war, hatte sich mehrere Strophen gemerkt.“ Die zwei ersten lauten:

Chers amis, le sort m'entraîne. Demain, mon cœur, déchiré, De regrets amers navré Va rompre sa douce chaîne, Et se livrer, sans appui, Aux traits que dardent sur lui La calomnie et la haine.	Adieu, retraite chérie, Où, des méchants oublié, Sous les yeux de l'amitié, Je laissai couler ma vie; Où, dans ton sein maternel, Nature, fille du ciel, J'avais trouvé ma patrie.
--	--

Während Rousseau seine rauhen Seiten öfters den Gebildeten oder besser Ueberbildeten zugekreift hatte, war sein Verkehr mit den Leuten aus dem Volk immer herzlicher und zutraulicher gewesen. Der Schaffnersfamilie hatte er häufig bei ihren ländlichen Arbeiten, z. B. dem Obstablegen, geholfen, sie sah ihn ungern scheiden. Sein Herz schlug zeitlebens für das Volk der niedern Stände, deren Leiden er kannte. Niemals wäre ihm, wie Voltaire, dem geldreichen, die Bezeichnung canaille auf die Lippen gekommen. Fürs Volk hat er gestritten und gesitten. Und jetzt begann für ihn die eigentliche Leidenszeit. Was wunder, daß dem ruhelos Verfehlten in den nächsten Jahren sich die Melancholie bis zum Verfolgungswahnsteigerte. Und doch hat dieser Kranke in den Seiten, da sein Leiden aussah, noch ein umfangreiches Werk geschrieben voller Schönheit und Größe, seine „Bekenntnisse.“ Diese seine Lebensbeschreibung führt bis zu seiner Abreise aus den bernischen Landen.

Nachdem Rousseau der Einladung Wildermets, nach Biel zu kommen, gefolgt war, zeigte es sich, daß die Stimmung der Bürgerschaft gegen ihn nicht die beste war. — Nach drei Tagen verließ er Biel und reiste über Straßburg nach England zu seinem Freunde David Hume. Sein frankhaftes Misstrauen ließ ihm aber keine Ruhe, er kehrte nach einigen Monaten unbeküllt nach Frankreich zurück, wo er eine Zeitlang in nervöser Unrat von Ort zu Ort zog. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er, wiederum notenschreibend, im vierten Stockwerk eines Hauses an der Rue Plâtrière zu Paris. Tägliche Spaziergänge, auf denen er eifrig botanisierte, hielten seine Körperkräfte aufrecht. Im Frühling 1775 folgte er der Einladung eines Herrn Girardin, die schöne Jahreszeit auf seinem Landgute bei Ennenonville zuzubringen. Im Park da-selbst gab es auch einen kleinen See und in diesem eine kleine Insel, die ihn wohl oft an die Petersinsel erinnern mochte. Diese Bielerseeinsel hat er nie vergessen können. Noch in seinem letzten Werk, das er beruhigten Gemütes schrieb, in seinen „Träumereien eines einsamen Spaziergängers“ schildert er so bereit die Visionen, die er dort während seines Herbstaufenthalts 1765 genossen hat. Als er am 3. Juli 1778, von Thérèse treu gepflegt, verstarb, wurde er nach seinem Wunsch auf der Parkinsel zu Ennenonville bestattet. Gewiß geschah es ganz wider Rousseaus Wollen und Fühlen, als 1794 der Konvent seine sterblichen Überreste in die Gruft des Pantheon in Paris neben den Sarkophag Voltares verbringen ließ. Auf einer Insel, in den Armen der Natur hätte er auch immer ruhen mögen. Sein Empfinden stimmte überein mit G. Kellers:

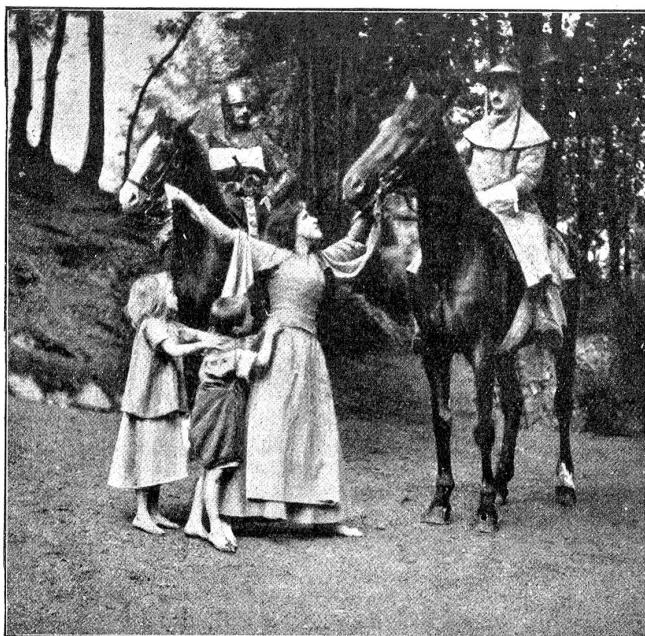
„Selig Sterben und Verschwinden
In deiner stillen Herbergsruh!“

Die Tellspiele in Interlaken.

(Schluß.)

Zunächst die Bühneneinrichtung. Bühne und Zwischenraum liegen in einer buchtartigen Talmulde am Waldrande des Rügenparks; von drei Seiten ist dieser Platz von ansteigendem, hochstämmigen Laub- und Nadelwald umgeben. Auf die zirka 1500 Zuschauer fassende Tribüne blicken von hinten und rechts die Berge und der offene Himmel herein. Die Bühne besteht zunächst aus einem grünen Wiegenplan, der rechts und links in prächtigen Waldwegen sich verliert, die wundervolle Perspektiven zwischen blanken Buchenstämmen und

duftigem Geäst hinaus ins Himmelblau gestalten. Links steigt der Wald zu steiler Höhe an, während rechts die Waldwiese an einen Bach angrenzt. Dieses von der Natur schon verschwenderisch ausgestattete Blätzchen galt es nun für die szenischen Bedürfnisse eines inhaltsreichen Dramas zuzurichten. Da regten sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten. Das Racheinander der Szenen, wie es durch Coulissenwechsel auf der geschlossenen Bühne möglich ist, wurde hier auf der vorhanglosen Naturbühne zum Nebeneinander: rechts unten der



Tellspiele in Interlaken: Armgard und Gessler in der hohlen Gasse.

geftaute Bach als „Felsenufer am Bierwaldstättersee“, es fehlt nicht der schaukelnde Kahn, die Fischerhütte mit Schilfdach und Fischerneben. Daran schließen sich das Rütti, eine prächtige Waldpartie und die Hohle Gasse, aus der Tiefe des Waldes heraussteigend. Ihre Fortsetzung zur Bühnenmitte wird zur „Heerstraße“, an der das Stauffacherhaus steht. Nicht fehlt hier die Linde, unter der Stauffacher kummerbeschwertten Herzens sitzt, und waldeinwärts erblickt man die Brücke, auf die seine beherzte Gattin weist: „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.“ — Weiter füllt nun den Hintergrund eine Reihe heimlicher Holzhäuser, die ein richtiges Bergdorflein vortäuschen. Da ist zunächst das „Spielhaus“ für die Innenszenen, das mit dem nächsten wunderhübschen Steindachhäuschen durch einen großen Holzvorbau verbunden ist. Dies ist der Eingang zum Hofe der Zwingerei, deren unvollendetem Turm mit Baugerüsten hoch oben im Hintergrunde ragt. Hier führt die Dorfstraße zwischen Häuschen rechts und links und neben dem Kirchlein im Hintergrunde vorbei auf den „öffentlichen Platz bei Altdorf“, wo die Linde und der Dorfbrunnen stehen. Am Hang links oben klebt Tell's Häuschen mit heimlichen Bützenscheiben und Geranienstöcken vor den Fenstern.

Das ganze Bühnenbild erwacht dadurch, daß die künstlichen Teile diskret in die Natur eingepaßt sind, den Eindruck der Harmonie. Eine beschauliche Ruhe strömt aus ihm auf den Zuschauer über und erregt eine Seelenstimmung, die durch eine strahlende Maienonne mit ihrem tausendfältigen Farbenspiel im Laub- und Astwerk der Buchenbäume zur höchsten künstlerischen Aufnahmefähigkeit gesteigert werden kann.

Und nun beginnt das Spiel: Eine Kuhherde steigt aus dem Wald herab, zieht über die Wiese und verliert sich im Wald mit melodischem Glockengeläute. S'ist

wie ein Märchen! Dann sprengen des Landvogts Reiter an; man hält den Atem an; ob sie den Baumgartner noch einholen? — Ach, in diesem Augenblick wünschte man den „Tell“ mit der naiven Unwissenheit des Bauernjungen genießen zu können, der die Faust macht im Zorn über des Vogtes Schandtaten. Aber auch wer seinen Schiller gut im Kopf und im Herzen hat, erlebt Eindrücke bei dieser Aufführung so überraschend und neu, daß er ihrer zeitlebens mit Freuden gedenkt. Wenn da der Dorfplatz sich füllt mit Volk in malerischen Kostümen, die Männer des Rütti sich drohend an die Landvogtknechte drängen mit erregten Rufen und Geberden, die bald in Tätschlichkeiten übergehen, um ihren Tell zu befreien: man weiß nicht, wo die Blicke haften lassen; man möchte jede Einzelheit erfassen, mit den Augen mithelfen. Wenn dann im Momente der höchsten Erregung, da der Frieshart zu Boden geschlagen und der Tell frei ist, Pferdegalopp extont und „Platz, Platz für den Landvogt!“ die Reiter angeprengt kommen; wenn dann Gessler auf hohem Ross in schwefelgelbem Mantel geritten kommt, dann erstarren mit der Menge auch wir in tödlicher Furcht vor dem Schrecklichen, das jetzt unausweichbar kommen muß. Und wenn Tells Pfeil den Tyrannen gefällt in der Höhlen Gasse, der hunte Hochzeitzug auf der Höhe des Waldweges erscheint, die barmherzigen Brüder den Halbkreis um den Toten ziehen und das dumpfe Sterbelied singen, dann wird vor uns ein Bild lebendig, das mit Stückelberger'scher Kraft und Richter'scher Lieblichkeit zugleich gemalt sein könnte. Und endlich, wenn sich am Schlusse das gesamte Volk rings auf den Höhen einfindet und der Talgrund vor Tells Wohnung sich mit Landleuten füllt, und der Tell dann herauskommt, vom Volk als Retter des Landes begrüßt, dann erkennen wir erst recht des Dichters Absicht, ein ganzes Volk als Helden darzustellen, den Tell in der Mitte als Verkörperung seines eigenen Heldenhumus.

Man mag auf die Unzulänglichkeit der Freilichtbühne in der Darstellung der Baumgartner- und Rütlizene hinweisen, man mag mit Achselzucken diese „Verquierung von Natur und Kunst“ abtun, man mag endlich auf die fatale Abhängigkeit des Freilichttheaters von der Witterung hinweisen; die Tatsache bleibt doch bestehen: eine Tellaufführung auf der Naturbühne, auf einer Naturbühne, die nur einigermaßen der idealen im Rogenpark gleicht, hat ungleich größere Wirkungsmöglichkeiten als solche auf einer geöffneten Bühne. Und wenn dazu noch die schauspielerischen Leistungen so befriedigend sind wie die der Interlakener, dann kann man jedem mit gutem Gewissen einen unvergesslichen Genuss versprechen, der den Rat befolgt und zum Tellspiel in Interlaken reist. H. B.



Tellspiele in Interlaken: Gesslers Tod in der hohlen Gasse.